

Felix Müller

Menschen und Heroen

Felix Müller

Menschen und Heroen

Ahnenkult in der Frühgeschichte Europas

DE GRUYTER

ISBN 978-3-11-033626-9

e-ISBN (PDF) 978-3-11-033629-0

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-038929-6

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2016 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Coverabbildung: Lebensgroße Sandsteinstatue des ‚Keltenfürst vom Glauberg‘ aus Grab 1 am Glauberg in Hessen, ca. 500 v. Chr., Ansicht von vorne (Detail). Ausstellungort: Museum Keltenwelt am Glauberg. Fotograf: Heinrich Stürzl – Eigenes Werk. Lizenziert unter CC BY 3.0 über Wikimedia Commons

Satz: Meta Systems Publishing & Printservices GmbH, Wustermark

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

♻ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhalt

Vorwort — VII

- 1 Einleitung, Denkanstöße und Fragen — 1
- 2 Iulius Caesar, ein exemplarischer Heros? — 13
- 3 Griechische Heroen — 23
 - Vor Ilions Mauern — 23
 - Auf der Suche nach dem griechischen Heros — 27
 - Heilige Gräber, heilige Häuser, heilige Stätten — 30
 - Herakles, Alexander – und der bibliophile Celsus — 49
- 4 Römische Propagandaheroen und „Wegwerfmenschen“ — 57
 - Das hellenistische Erbe — 57
 - Das Heroon in der Stadt — 64
 - Orte des Heldengedenkens — 74
 - Das Grab als Erinnerungsort — 79
 - Totenehrung und Manismus — 93
- 5 Griechenland und Rom im Vergleich — 99
 - Die Quellen und ihre Aussage — 99
 - Grab und Bestattung als soziale Abgrenzung — 103
- 6 Roms Provinzen im Norden — 106
 - Theorie und archäologische Grundlagen — 106
 - Akkulturation bis zur Romanisation — 108
 - Gallien: Exemplarische Befunde — 113
 - Britannien: Zeitlich versetzt — 136
- 7 Keltische *nobilitas* — 152
 - Fließende Übergänge, verwischte Grenzen — 152
 - Heiligtum wie Grabmonument — 162
 - Eine verborgene Elite — 175
 - Monumentalität und Qualität — 187
 - Wo bleibt das Volk? — 196

VI — Inhalt

8 Hallstattzeitliche Fürstinnen und Fürsten — 205

Heroinnen — 205

Stämmige Helden in feinem Tuch — 212

Ein Stein gewordener Heros — 218

Das Zentrum der Sippe — 223

Haus und Grab — 228

9 Alte und neue Eliten — 240

Mehr als gewöhnliche Krieger — 240

Schwert und Wagen — 246

10 Schlussbetrachtung und Ausblick — 255

Zeichen der Distinktion — 255

11 Bibliografie — 260

12 Ortsregister — 283

13 Bildnachweis — 285

Vorwort

Sokrates, der alte Greis,
Sagte oft in tiefen Sorgen:
Ach, wieviel ist doch verborgen,
Was man immer noch nicht weiss.

Wilhelm Busch

Ahnenkult ist kein Thema, dem mit Statistiken beizukommen ist, wie das bei andern Fragestellungen in der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie eher möglich scheint. Eine Untersuchung über den Ahnen- und Heroenkult ist geprägt von geisteswissenschaftlichen Voraussetzungen, die je nach aktuellen Forschungstrends, angewandten Methoden oder persönlichen Kenntnissen eines Forschenden verschieden sein können. Entsprechend unterschiedlich fallen die Folgerungen und Resultate aus. Das Problem der Subjektivität kann bis zu einem gewissen Grad abgedefert werden, indem auch den Stimmen anderer Forschenden und benachbarter Wissenschaftsdisziplinen Gehör geschenkt wird.

Ist das Forschungsfeld zeitlich und räumlich weit abgesteckt, so kann erst recht nicht erwartet werden, dass sich Menschen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten auf eine Art verhalten hätten, die sich in der Archäologie regelhaft abzeichnen würde. Gerade das Denken und Fühlen, was den Tod betrifft, verschließt sich ohne schriftliche Quellen unseren Fragen fast vollständig. Und doch wäre zu überlegen, ob Spuren, wie sie sich in der Archäologie äußern, nicht auf ein menschliches Grundbedürfnis zurückzuführen sind, das sich je nach kulturellem Hintergrund auf individuelle Art und Weise manifestiert.

Es kommt noch hinzu, dass selbst die archäologischen Artefakte immer sehr disparat erhalten sind. Wir verfügen nur über Bruchstücke, die wir zu deuten versuchen. Deshalb schleichen sich immer wieder Unwägbarkeiten ein, die sich dann auch in meinem Lauftext in der Wahrscheinlichkeitsform ausdrücken.

Schon seit Jahren haben mich die Fragen beschäftigt: Wie ist Ahnenkult im archäologischen Fund und Befund feststellbar? Gibt es in der Vorgeschichte nördlich der Alpen überhaupt einen Ahnenkult und worin besteht seine Bedeutung?

Bisweilen bin ich während meinen eigenen Literaturarbeiten bei Kolleginnen und Kollegen, die sich mit ähnlichen Themen beschäftigt haben, auf Zitate gestoßen, in denen sie oft ganz beiläufig für ihre Interpretationen einen Ahnenkult in Erwägung gezogen oder das Stichwort Heroisierung zur Diskussion gestellt haben. Auch sie gaben mir Anlass, nach einer ausführlicheren Begründung zu suchen. Verschiedentlich sind denn genau solche Zitate, die mir sozusagen als Leitersprossen gedient haben, in die vorliegende Studie eingeflossen.

Mein zu verschiedenen Zeiten aufgesammeltes Grundlagenmaterial zum Thema hat sich im Laufe der Jahre durch Vorträge, Vorlesungen und Arbeiten am Museum stetig vergrößert. Eine erste Ideensammlung, die ich in meinen Papieren wiedergefunden habe, stammt tatsächlich vom Sommer 2004. Einzelne Teile und Ge-

dankengänge entstanden beiläufig und oft in den stillen Rauh Nächten von Bonfol oder während anregenden Tagen im Istituto Svizzero in Rom. Die zusammenhängende Niederschrift und Ausarbeitung erfolgten in einer intensiven Zeit zwischen Herbst 2014 und Sommer 2015.

Erst im Winter 2014 ist mir bewusst geworden, dass ich auf meiner archäologischen Zeitreise auf bestimmten Wegstrecken verwandte Gefährten im Geiste besaß, die mir umso lieber waren, als sie mir eine gewisse Garantie boten, dass ich selber mich nicht auf dem Holzweg befand. Der eine ist Ralph Häussler mit seinem schönen Aufsatz über „Ahnen- und Heroenkulte in Britannien und Gallien“, den ich im Text kaum zitiert habe, weil ich es oft und oft hätte tun müssen (2010 in Deutsch und Englisch). Der andere ist Dirk Krause, der in seiner Habilitationsschrift von 2006 das Heiligtum von Gournay-sur-Aronde aus einem etwas anderen Blickwinkel betrachtete, als es sonst üblich ist. Eine Überraschung bereitete mir Manuel Fernández-Götz ganz zum Schluss, als er 2014 Ahnenkult als *ein Element* von „Identity and Power“ beschrieb, während ich je länger je mehr zur Ansicht gelangte, dass Ahnenkult ein starkes *Mittel* ist, um „Identity“ zu bewirken und „Power“ durchzusetzen. Nicht weiter verwunderlich, dass alle drei Weggefährten ihre Erkenntnisse gewannen, indem sie ihre Vergleiche über die archäologischen Zeit- und Kulturgrenzen sowie über die akademischen Fachgrenzen hinweg gezogen haben.

Aufrichtiger Dank gebührt allen Kolleginnen und Kollegen, die mich an ihrem Fachwissen teilhaben ließen, die mir Rede und Antwort gestanden oder mich auf andere Weise unterstützt haben. Namentlich sind es Ines Balzer (Glauberg), Jean-Jacques Charpy (Epernay), Christa Ebnöther (Bern), Leif Hansen (Esslingen), Thomas Hoppe (Stuttgart), Martin Jehne (Dresden), Arnd Kerkhecker (Bern), Clemens Krause (Fribourg), Sandra Lösch (Bern), Stephanie Martin-Kilcher (Basel), Negahnaz Moghaddam (Bern), Hans Nortmann (Trier), Karl Reber (Lausanne), Daniel Schmutz (Bern), Caty Schucany (Bern) und Luca Tori (Zürich).

Schließlich geht ein besonderer Dank an Geneviève Lüscher und Christine Felber für Lektorat und Redaktion meiner Texte und an Jolanda Studer für die Bearbeitung der Bilder.

D · M

Semele
Nerotrivia, Evia
Oktober 2015

Felix Müller

1 Einleitung, Denkanstöße und Fragen

Nicht die Götter schufen die Menschen, sondern
die Menschen schufen die Götter.
Sinngemäß Xenophanes
um 500 v. Chr.

Es tönt paradox und trivial zugleich: Die zuverlässigsten Zeugnisse über das Leben der Menschen in der Vorgeschichte stammen von den Toten. Ihre Gräber sind die einzigen Quellen der Archäologie, die uns einzelne Schicksale näherbringen oder uns über soziale Normen in Menschengruppen informieren.

In Epochen mit guten archäologischen Erhaltungsbedingungen existiert ein enormer Informationsschatz, den die Forschung seit jeher gewinnbringend auszu-beuten wusste. Gräber in großer Zahl bilden hervorragende Grundlagen, um relativchronologische Sequenzen zu bilden, die sich mit etwas Glück auch in den absoluten Zeitstrahl einpassen lassen. Bisweilen ergeben sich trachtgeschichtliche, geschlechtsspezifische oder sozialdistinktive Erkenntnisse. Auch religiöse Aussagen werden den Befunden abgerungen, die allerdings über Kenntnisse allgemeiner Art nicht hinausgehen, da die transzendenten Bereiche der Religion jener Zeiten im Dunkeln liegen.

Diese Studie geht der Frage nach, wie sich im archäologischen Befund ein Ahnenkult oder in seiner gesteigerten Form ein Heroenkult abzeichnet. Oder einfach gefragt: Wer erhält welches Grab und warum?

Der Heroenkult ist in den griechischen Altertumswissenschaften seit jeher ein ausführlich behandeltes Thema, was in der protohistorischen Archäologie nördlich der Alpen erstaunlicherweise kaum je ein Echo gefunden hat.

Unter diesen Voraussetzungen ist es eine probate Vorgehensweise, sich zuerst den griechischen und römischen Verhältnissen zuzuwenden, wo wir außer den archäologischen Befunden auch über historische Quellen verfügen, sodass sich die beiden Gattungen abgleichen lassen. Der nächste Schritt führt dann in die Regionen nördlich der Alpen und anschließend in einer konsequent retrograden Vorgehensweise entlang der Zeitachse in die Latène- und Hallstattzeit zurück. Insofern geht die Reise vom Jüngeren zum Älteren beziehungsweise vom besser Bekannten in nach und nach unbekanntere Gefilde. Methodisch hat das den Vorteil, dass eine Kritik dort einsetzen kann, wo die archäologischen Daten und Argumente nicht mehr tragfähig genug erscheinen. In dieser Untersuchung wurde fürs Erste das erste Jahrtausend v. Chr. ins Auge gefasst.

Der Analogieschluss ist die einzige Methode, um Erkenntnisse in archäologischen Fragen der vorliegenden Art zu gewinnen. Sehr bewusst werden die Analogieschlüsse aus den griechischen und römischen archäologischen Befunden gezogen, die wenn möglich mit schriftlichen Quellen korrespondieren. Die Bezugnahme auf Deutungsmuster aus zeitgleichen und raumnahen Kulturen scheint mir sinnvoller als ein Vergleich mit zufallsgenerierten weltethnografischen Parallelen oder

mit Allgemeingültigkeit verheißenden sozialanthropologischen Theorien, die kaum je mit den archäologischen Realitäten zur Deckung gebracht werden können.

Angesichts der Weitläufigkeit des Themas war es unumgänglich, sich bei der Auswahl der archäologischen Untersuchungsobjekte auf idealtypische Beispiele zu konzentrieren. Primär kamen nur Grabungsplätze infrage, die über Informationen in einer Qualität verfügten, die eine Befragung nach bestimmten Kriterien auch zuließ. Es ergibt sich das in der Archäologie bekannte Vorgehen, bei dem mittels Suchschnitten eine Gesamtinterpretation interpoliert wird. Gleichzeitig ist dies aber auch das ausschnittshafte Bild für den momentanen Forschungsstand zum Thema Ahnenkult nördlich der Alpen. Selbstverständlich gäbe es noch unendlich viele Belege an Fundplätzen, die man hätte anfügen können, wobei sich allerdings die Frage stellt, ob sich dadurch der Gesamteindruck verändert hätte. Das Thema zu verdichten oder auch Befunde herauszuschälen, die das Gegenteil beweisen, wären die weiteren Schritte einer dialektischen Vorgehensweise.

Der hier gewählte Argumentationsweg erfordert es, die akademischen Grenzen zwischen der klassischen, der provinzialrömischen und der vorgeschichtlichen Archäologie zu überschreiten sowie die historischen Quellen miteinzubeziehen, was methodische und fachliche Gefahren birgt, denen ich mich bewusst ausgesetzt habe. Mir schien dies der einzig mögliche Weg, um in einem solch weiten Forschungsfeld die argumentative Linie zu halten und den roten Faden nicht aus den Augen zu verlieren. Auch hier schließt sich eine differenziertere, weiterführende Analyse von Fachspezialisten nicht aus.

Manche Kollegen und Kolleginnen mögen anmerken, dass Begriffe wie Heros, Heroenkult, Manismus, Ahnenkult, aber auch Religion, Elite und andere mehr kaum einmal definiert werden. Tatsächlich fällt es schwer, Definitionen zu finden, die allgemein akzeptiert sind, obwohl – oder weil – die Spezialliteratur zu diesem Thema momentan stark anwächst. Auch schien es mir unnötig, Begriffe wie zum Beispiel „Fürst“, „Fürstengrab“ oder „Fürstensitz“, die sich trotz bekannter Problematik eingebürgert haben, mittels Anführungs- und Schlusszeichen in ihrem Sinn zu relativieren. Mir geht es nicht darum, einem Begriff einen möglichst austarieren, breit akzeptierten Inhalt zu verschaffen, bis es möglich wird, ihn mit dem archäologischen Material zu Deckung zu bringen. Umgekehrt versuche ich ausgewählte archäologische Quellen auf einen bestimmten Sachverhalt hin, eben den Ahnenkult, zu befragen. Deshalb habe ich mich bemüht, einzelne archäologische und historische Phänomene, die durch menschliches Handeln entstanden sind, zu beschreiben und zu gliedern beziehungsweise verschiedene Fälle einander gegenüberzustellen, um Gemeinsamkeiten und Gleichläufigkeiten zu deuten.

Vorliegendes Werk versteht sich auch als eine Sammlung von Sichtweisen und Fragen, die zu neuen Hypothesen führen, welche bei künftigen Grabungen und anhand alter Befunddokumentationen überprüft werden können. Es ist eine archäologische Binsenweisheit, dass man nur das erkennt, nach dem man die Schichten

und Plana bei der täglichen Beobachtung während der Grabung befragt. Sehr wahrscheinlich wurde das Thema Ahnenkult in der Forschungsliteratur nördlich der Alpen vernachlässigt, weil kaum einmal nach den entsprechenden Spuren Ausschau gehalten worden ist, wie sie zum Beispiel Kulthandlungen am Grab hinterlassen. Der Blick für solche Fragen muss vorgängig geschärft werden, um bei der Grabung Antworten zu finden.

Menschliche Vorstellungen sind flüchtig, denn was nicht geschrieben steht, verliert sich im Verlauf der Geschichte. Ganze Gedankenwelten und alle Bereiche der geistigen Kultur von vorgeschichtlichen Epochen sind in der Tiefe der Zeit versunken. Um Ausmaß und Bedeutung der Verluste zu erahnen, empfiehlt sich ein Blick auf die eigene Zivilisation. Was bliebe zum Beispiel von unserem Wissen über die christliche Religion und deren Wirkung auf zwei Jahrtausende Geistesgeschichte Europas ohne das geschriebene Wort?

Besonders die Religion ist ein kulturelles Abstraktum, geformt zuerst einmal von der menschlichen Vorstellungskraft. Ihre Inhalte können mündlich von Generation zu Generation weitergegeben worden sein, ehe sie festgeschrieben wurden. Die frühesten erhaltenen griechischen und römischen Schriftzeugnisse sind gerade einmal zweieinhalbtausend Jahre alt.

Besteht überhaupt die Möglichkeit, Religion in der schriftlosen Vorgeschichte zu erkennen, wo doch nur die gegenständlichen Relikte Zeugnis ablegen von der menschlichen Existenz? Tatsächlich sind archäologische Funde, die mit Religion in einem direkten Zusammenhang stehen, kaum als solche zu identifizieren, solange wir die Religion selber nicht kennen. Begibt man sich auf den Weg zur Erkenntnis, so droht ein Teufelskreis.

Dort, wo Religion sich in kultischen Handlungen äußert, könnten sich in Einzelfällen deren Wirkungen am archäologischen Fund und Befund andeuten.¹ Gerade in der römischen Vorstellung ist Religion gleichbedeutend mit Kult beziehungsweise Opferkult. Aus diesem Grunde wird verständlich, wenn ein Votiv mit dem Kürzel VSLM versehen ist: *votum solvit libens merito* – „Das Gelübde wurde gerne eingelöst, wie es sich gehört“. Vorausgegangen ist offenbar die Bitte an eine Gottheit, die dann in Erfüllung gegangen ist. Zusammen mit dieser Formel haben sich Fürbitte und Dank in einer Gabe materialisiert. Da jedoch materielle Dinge die primären Quellen sind, mit denen sich die vorgeschichtliche Archäologie befasst, besteht eine der wissenschaftlichen Herausforderungen darin, Gaben an die Götter auch dann zu erkennen, wenn diese nicht beschriftet sind, was in manchen Bereichen für die ersten Jahrhunderte v. Chr. tatsächlich gelungen ist; darin hat die archäologische Forschung nördlich der Alpen in den letzten Jahren einige Fortschritte erzielt.

¹ Ein diachronischer Versuch und dessen theoretischer Ansatz bei Müller 2002 und 2005, 123–125, samt kritischer Replik, 144.

In Übersichtswerken wird das Thema Religion oft einzig und allein mithilfe der Gräber abgedeckt; „Glaube, Kult und Gräber“ ist ein Standardtitel in solchen Abhandlungen. Zum einen geschieht das, weil die transzendenten Teile der Religion stets schwer fassbar bleiben und deshalb kurzerhand auf die Gräber ausgewichen wird, zum andern, weil mit den Gräbern eine für die archäologische Forschung bedeutende Fundgattung mit einer riesigen Datenmenge vorliegt, da Erdgräber tief unter der Oberfläche liegen, kaum der Erosion ausgesetzt sind und auch anorganisches Fundmaterial aufweisen können. Dass dieses Umgehungsmanöver vorbehaltlos und ohne Reflexion gewählt wird, hat allerdings auch einen tieferen Grund, der in unserer eigenen Kultur verankert ist. Die christliche Religion ist eine Erlösungsreligion, in der das Diesseits und das Jenseits fest miteinander verklammert sind: Das eine ist ohne das andere nicht denkbar; wie das Leben im Diesseits, so das Leben nach dem Tod. Als monotheistische Hochreligion besitzt das Christentum zudem kanonische Vorstellungen, die das Jenseits detailgenau festlegen, was nicht nur vereinheitlichend wirkt, sondern auch Folgen hat für den Bestattungsbrauch und den Totenkult einer sehr großen Religionsgemeinschaft.

Es stellt sich nun aber die Frage, ob das bei einer Religion ohne codierte Vorstellungen und ohne anerkannte autoritative Lenkung ebenfalls der Fall ist? Wie muss man sich das Verhalten in einem vorchristlichen Umfeld ohne autoritative Gebote vorstellen? Müssten dann religiöse Auffassungen nicht kleinräumiger verbreitet sein? Könnten die Ansichten über den Tod und der Umgang mit Verstorbenen ohne genaue Vorschriften nicht unabhängiger und individueller, also gruppenspezifischer ausgestaltet sein? Hätten vielleicht soziale Faktoren, die bereits das Leben prägten, aus naheliegenden Gründen eine stärkere normative Kraft als ein – gar nicht vorhandenes – religiöses Regelwerk? Sollten sich in gewissen Bereichen dennoch Gesetzmäßigkeiten abzeichnen, so könnte sich in einem weiteren Schritt die Frage aufdrängen, ob dafür allgemeinmenschliche Verhaltensweisen, sogenannte Archetypen, verantwortlich sind, die in einem kollektiven Unterbewusstsein angesiedelt sind? Könnte das menschliche Verhalten im Umgang mit den verstorbenen Angehörigen gewisse Strukturen herausbilden, sie sich dann auch im archäologischen Befundbild abzeichnen?

Tod, Totenrituale und Jenseitsvorstellungen, wie auch immer diese aussehen mögen, sind eng miteinander verbunden. Eine von verschiedenen möglichen Denkweisen in der Antike bestand darin, dass die Verstorbenen dort weiterlebten, wo auch ihre Überreste zu liegen kamen, was sich in den sogenannten Hausurnen versinnbildlicht,² in denen die kremierten Überreste deponiert worden sind. Dazu gibt es Belege der späten Bronze- und frühen Eisenzeit mit einer weiten geografischen Verbreitung, nämlich nicht nur in Kreta und Mittelitalien, sondern auch in

² Zu den mediterran-mitteuropäischen Kontakten im Allgemeinen und den Hausurnen im Besonderen siehe Müller-Karpe 2009, bes. 179–219.

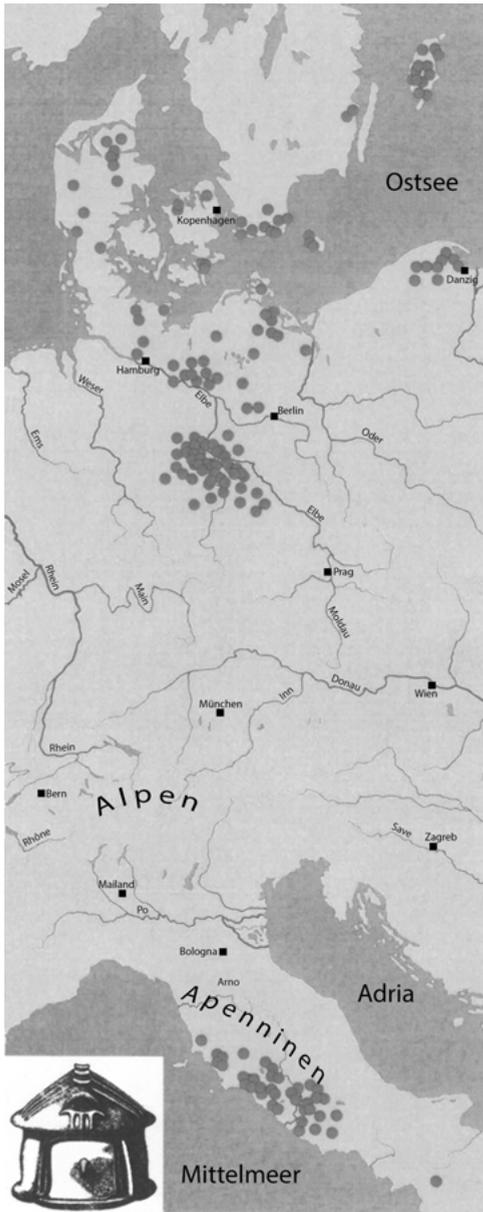


Abb. 1: Verbreitung von Hausurnen in Südsandinavien, Norddeutschland und Mittelitalien im 9./8. Jahrhundert v. Chr. Ein Hinweis auf frühe Kontakte oder Ausdruck einer weitverbreiteten Idee, dass die Toten in Häusern lebten?

Mitteldeutschland und Nordeuropa (Abb. 1). In Latium und Etrurien besitzen die Aschenbehälter die einheitliche Form von Rundbauten aus Holz und Lehm; die Wandflächen und besonders die Türe und Bedachung können so detailgenau dar-

gestellt sein, dass ihnen wohl reale Häuser als Vorbild dienten. Falls die nordischen Beispiele tatsächlich durch italische Vorbilder beeinflusst sind, so geschah dies „on a sophisticated abstract level“, wie es Serena Sabatini ebenso sophistisch wie abstrakt formuliert hat.³ Als Grundgedanke könnte man mindestens in Betracht ziehen, dass auch die Toten in Häusern lebten.

In den Wandmalereien der etruskischen Gräber kommt besonders sinnfällig zum Ausdruck, dass man die Umgebung der Toten so angenehm wie im Leben, vor allem aber auch standesgemäß ausstatten wollte. Die *Tomba dei Rilievi* in Cerveteri bringt das besonders anschaulich zum Ausdruck, auch wenn sie nicht repräsentativ für alle etruskischen Grabkammern ist.⁴ In ihrem Grundriss entspricht sie einer *domus* mit zentralem *atrium* und rückwärtigen Gemächern. Dreizehn Nischen bieten Platz für die Gräber von Angehörigen der vornehmen *gens Mantuna*, wobei die am reichsten dekorierte Nische den zentralen Platz gegenüber dem Eingang einnimmt. Die Wände zieren Reliefs aus bunt bemaltem Stuck. Auf zwei Stützpfeilern erscheinen Motive, wie man sie sich in einem patrizischen Haushalt vorzustellen hat: Werkzeug, Geschirr und Gerät dienen dem täglichen Bedarf; Jagdwaffen und Würfeltisch zeugen von bequemem Müßiggang; selbst die vertrauten Hausgenossen, die man gerne um sich hat, fehlen nicht: Federvieh, Katze, Schildkröte und ein kleines Hündchen, das eine Eidechse fängt. Standesgemäße Motive sind die Porträtbüsten, der Klappsessel und weiteres Sakralgerät sowie die dekorativ drapierten Waffen wie Schwerter, Helme, Schilde, Beinschienen und Signalhörner. Die Auswahl der Gegenstände ist bestimmt vom privaten Hausgebrauch sowie von den Repräsentationspflichten und politischen Funktionen, wie sie die Mitglieder der *gens Mantuna*, die hier bestattet liegen, in der Öffentlichkeit wahrzunehmen hatten.

Verschiedentlich wurde festgestellt, dass der ganze Wanddekor auf den Eingang ausgerichtet ist. Dadurch wäre er weniger (oder jedenfalls nicht ausschließlich) für die hier versammelten Toten gedacht, sondern richtete sich an Besucher, welche sich zu besonderen Anlässen hier einfanden. Tatsächlich reihen sich den Wänden entlang 32 Liegebänke, die wie bei einem Triklinium in einem vornehmen Wohnhaus angeordnet sind. Es stellt sich sogar die Frage, ob sich hier nicht die Familienangehörigen zu einem *convivium*, einem standesgemäßen Festmahl mit den verstorbenen Ahnen zusammengefunden haben könnten. Solche Bankette sind zwar sicher anzunehmen, bildliche Darstellungen und archäologische Beweise sind allerdings nach wie vor selten.⁵ Architektur und Stuckornamentik sind in ihren Dimensionen realistisch, und was die verwendeten Materialien betrifft, auf Dauerhaftigkeit ausgelegt. Vielleicht waren Mobiliar und Dekor für kultische Mahl-

3 Sabatini 2007, 157.

4 Blank/Proietti 1986; Prayon 2006, 100 f.

5 Prayon 2006, 44.



Abb. 2: Simpelveld (Niederlande). Römischer Sarkophag. Die Innenwände sind als Wohnraum der verstorbenen Frau samt Mobiliar und Vorräten gestaltet.

zeiten ausgerichtet, die die Hinterbliebenen im Beisein mit den Toten einnehmen konnten. Bezüglich der Dekormotive bildet die *Tomba dei Rilievi* allerdings eine Ausnahme; in andern etruskischen Gräbern des 4. bis 2. Jahrhunderts v. Chr. sind auch Szenen des Alltags aus Sport, Spiel und Vergnügen festgehalten.

Ein in diesem Zusammenhang zusätzlich beachtenswertes Beispiel ist der Sarkophag von Simpelveld in den Niederlanden aus dem 2. Jahrhundert n. Chr.⁶ Er barg die verbrannten Überreste einer Frau, wie ein goldenes Schmuckset verrät. Zu Lebzeiten war sie wohl die Gutsherrin der benachbarten *villa rustica*, zu der der Gräberbezirk gehört. An den Innenseiten des Sarkophags ist das Mobiliar eines Wohnraumes in der Art eines Hochreliefs detailgenau wiedergegeben (Abb. 2): Außer der auf einer Bank ruhenden Verstorbenen erkennt man einen Korbsessel,

⁶ Bechert 1982, 129 f. 247; Holwerda 1931, 27–48.

Schränke und Kleidertruhen, einen Tisch mit Löwenfüßen und ein Regal mit großen Glasflaschen. Das Modell eines kompakten Gebäudes in der Form eines Getreidespeichers wird üblicherweise in einem Zusammenhang gesehen mit der Handelstätigkeit der Großgrundbesitzerfamilie, der die Verstorbene angehörte. Falls die Truhe tatsächlich einen Getreidespeicher darstellt, so könnte ihr Inhalt auch auf den beträchtlichen Mundvorrat anspielen, mit der die Verstorbene versorgt worden ist. Die entlang den Wänden aufgereihten Möbel und Gebrauchsgegenstände von Simpelveld erinnern auf den ersten Blick an die *Tomba dei Rilievi*. Der große Unterschied besteht jedoch in den Dimensionen. Der kleinformatige Nachbau von Raum und Ausstattung spricht hier für einen imaginären Wohnraum der verstorbenen Frau. Feierlichkeiten von Lebenden wie zum Beispiel Kultmahle konnten in ihren Räumlichkeiten jedenfalls keine abgehalten werden.

Aufgrund des Fundortes ist der Sarkophag dem sogenannten gallorömischen Kulturkreis zuzuweisen, eine wie der Name besagt, nördlich der Alpen beheimateten „Mischkultur mit verschiedenen Einflüssen“. Es stellt sich daher die Frage, ob bei der Gestaltung der Innenseiten des Sarkophags römisch-italische Jenseitsvorstellungen wirkten oder ob sich eher gallisches Gedankengut ins Bild gesetzt hat – gemeint sind damit die vorrömisch keltischen Wurzeln.

Als gemeinsamen Nenner der beiden Kulturkreise, des etruskischen und des gallorömischen, ließe sich festhalten, dass die Toten ihr Leben weiterführten in einer mehr oder weniger symbolischen Umgebung. Während im Fall der *Tomba dei Rilievi* festliche Mahlzeiten zusammen mit den Verstorbenen in der Grabkammer eingenommen werden konnten, ist diese Art von Feierlichkeit im Fall von Simpelveld nicht unmittelbar sichtbar. Ein entsprechender Gestus am Grab ist aber damit nicht ausgeschlossen.

Im römischen Italien überwiegen die aus dem Etruskischen wie dem Griechischen entstammenden Jenseitsvorstellungen in den gegensätzlichen Varianten vom finsternen Hades bis zum glückseligen Elysium. Einer der Wege in diese Anderswelt führt über den Totenfluss Acheron, dessen Überfahrt man sich mit dem Charonspfennig erkaufen muss. Konkret schlägt sich das in der im Mittelmeergebiet weit verbreiteten Sitte nieder, den Verstorbenen eine Münze in den Mund oder in die Hand zu legen, die dazu dienen soll, den Fährlohn zu entrichten. In diesem Falle existieren die Verstorbenen in einem Jenseits frei von allen irdischen Bedürfnissen, lediglich die Reise dorthin muss prosaisch mit Geld bezahlt werden. Was ist jedoch davon zu halten, wenn genau diese Sitte der Geldmitgabe im Grab im 2. Jahrhundert v. Chr. auch nördlich der Alpen Einzug hält? Handelt es sich um die bloß oberflächliche Imitation einer fremdländischen Sitte oder findet hier eine schon immer vorhanden gewesene Idee der Jenseitsreise einen für die Archäologie erst in diesem Moment sichtbaren Ausdruck?

In akademisch gebildeten Kreisen war spätestens seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. die Vorstellung verbreitet, dass im Geiste Epikurs nach dem Tod nichts anderes zu erwarten sei als das vollständige Nichts. Mit einem sarkastischen Unterton

setzt sich ein Grabspruch über eines der wohl grundsätzlichen Probleme eines jeden Menschen hinweg: *non fui, fui, non sum, non curo* – „Ich bin nicht gewesen, ich bin gewesen, ich bin nicht mehr, was kümmert's mich.“⁷ Dies hielt der Besitzer des Grabsteins mit dieser Inschrift allerdings nicht davon ab, sich nach den gängigen Regeln bestatten zu lassen.

Diese Sentenz zeugt auch von einer entschiedenen Skepsis der intellektuellen Kreise gegenüber der Religion sowie in Bezug auf ein Weiterleben nach dem Tod. So meint der in Rom lebende Grieche Polybios (ca. 200–120 v. Chr.), dass der Glaube an Götter und die Vorstellung einer Unterwelt bloße „politische Erfindungen“ seien, um die öffentliche Meinung beeinflussen zu können. In einem Staatswesen aus lauter Gebildeten wären solche Maßnahmen gar nicht nötig.⁸ In Rom war Polybios nicht der Einzige, der so dachte. Eine solche Theorie mag den Intellekt befriedigt haben, ob sie allerdings auch die Seele des sterbenden Polybios noch zu beruhigen wusste, nachdem er im Alter von 82 Jahren vom Pferd stürzte und dem Tod ins Auge blickte, ist uns nicht überliefert.

So vielfältig, wie die Erwartungen nach dem Tod in Rom ausfallen, so verschieden ist der Umgang mit den sterblichen Überresten der Verstorbenen. Die Spannweite reicht vom monumentalen Grabmal des Kaisers Hadrian, der heutigen „Engelsburg“, bis zu den *puticuli*, den berüchtigten Massengräbern, in die wohl die Überreste mindestens eines Teils der Stadtbevölkerung (zusammen mit Müll) „entsorgt“ worden sind.⁹ Da sich in diesen Unterschieden keine dogmatischen Religionsvorschriften äußern und auch nicht in allen Bevölkerungsschichten philosophische Kenntnisse vorausgesetzt werden dürfen, die zu einer Normierung geführt hätten, so stellt sich die Frage, welche normativen Kräfte diese enorme Diskrepanz bewirkt haben. Falls die Antwort im sozialen Regelwerk der Lebenden zu finden wäre, so könnte man den Umgang mit den Verstorbenen und ihren Grabbauten als eine veritable Spiegelung des Lebens sehen.

Mögen die Standesunterschiede in Rom in der frühen Kaiserzeit sehr ausgeprägt gewesen sein, so war der Zugang zu den politischen Ämtern bereits in republikanischer Zeit der Nobilität vorbehalten. Der Aufstieg eines Einzelnen von ganz unten blieb die Ausnahme,¹⁰ denn „*nobilitas* war ohne Reichtum nicht denkbar“ und zudem fehlte es einem Aufsteiger aus dem Nichts an „einer archaischen, in einer ‚vorstaatlichen‘ Vorstellungswelt verwurzelten religiös-charismatischen Besonderheit“.¹¹ Vorneuzeitliche Gesellschaften waren nie egalitär. Gewisse Menschengruppen verband stets ein Mehr an Können und Wollen, das andere aus-

7 CIL V, 2893.

8 Polyb. 6, 56, 9–12.

9 Thüry 2001, 21 f.; Schrumph 2006, 127–133.

10 Hölkeskamp 2011, 33–45. 205–258.

11 Hölkeskamp 2011, 227. 242.

schloss. Ein über Generationen angesammelter Erfahrungsschatz förderte das Bewusstsein über den eigenen Status und führte zu einer strategischen Planung der Zukunft, was zu einem wesentlichen Teil dem Erhalt von Vorrechten diente.

Aristokratische Herrschaftsansprüche waren (im Gegensatz zu einer Monarchie) in der Frühgeschichte jedoch nie absolut gesichert, sondern mussten durch besondere Leistungen stets neu erworben und, was ein besonders kritischer Moment darstellte, über Generationengrenzen hinweg verlängert werden. Um Macht zu demonstrieren und zu perpetuieren, konnte unter anderem ein kultisch überhöhter Grabbrauch dienen.

In Rom findet sich die große Masse der verstorbenen Stadtbevölkerung in den *puticuli* wieder. An andern Orten könnte aber genau diese Gruppe denjenigen Bevölkerungsteil ausmachen, der in der prähistorischen Archäologie kaum fassbar ist, da von ihm keine Gräber vorhanden sind. Das wäre der überwiegende Teil der lebenden Bevölkerung, der weder eine Erinnerung über Generationen hinweg besitzt noch ein Anrecht auf ein Leben nach dem Tod hat.

In der graduellen Differenz im Aufwand des Grabbaues äußert sich somit die Steigerung vom Totenkult über den Ahnenkult bis zum Heroenkult.¹² Das unvergängliche Grabmal hätte dann die Funktion eines demonstrativ sichtbar gemachten Mahnmals und eines Ortes, an dem die Kommunikation mit den im Jenseits Lebenden immer wieder aufgenommen werden kann.

Als einfachstes Erinnerungsmal wird bereits in der Ilias der aus Erde aufgeworfene Grabhügel beschrieben. Für den tödlich verwundeten Patroklos wurde in der Ebene vor Troja eine prächtige Totenfeier abgehalten, wie es sich für einen mythischen Helden gebührt. Ausgerichtet wurde sie von einem andern Griechenhelden, seinem Freund Achilles. Nachdem der Leichnam samt den kostbaren Beigaben auf einem gewaltigen Scheiterhaufen verbrannt worden war, sammelten die Gefährten die übrig gebliebenen Gebeine auf und legten sie in eine goldene Urne.¹³ Anschließend errichteten die Gefährten das Grabmonument. Sie

Maßen den Kreis des Males, und legten die Steine des Grundes
Rings um den Brand, und häuften geschüttete Erde zum Hügel.

Offensichtlich wurde um die Urne herum ein Kreis abgezirkelt, in dem anschließend Erde zu einem Hügel aufgeworfen wurde.

Wie auch immer die einzelnen Elemente des Heldenepos der Ilias datiert werden, ob nach einem allfälligen historischen Ereignis im 13./12. Jahrhundert oder nach ihrer Niederschrift im 8./7. Jahrhundert, so bleibt doch die Tatsache der wohl frühesten antiken Beschreibung für die Errichtung eines Grabmals für einen Heros, eines sogenannten Heroons.

¹² In diesem Sinne Boehringer 2001, 40.

¹³ Hom. Il. 23, 255.

Ahnenkult ist jedoch keine auf die griechisch-römische Antike beschränkte Erscheinung, sondern auch ein Thema der Ethnografie beziehungsweise den vergleichenden Religionswissenschaften. Allerdings basieren die Untersuchungen dort fast ausschließlich auf Interviews mit Informanten oder auf schriftlichen Geschichtsquellen. Da bei einem globalen Vergleich jeder einzelne Fall so eng mit dem eigenen Kulturleben verflochten ist und die Erscheinungsbilder so vielschichtig auftreten, ist der gemeinsame Nenner nur noch von ganz allgemeiner Natur.

Ahnenkult ist zwar ein weltweit verbreitetes Phänomen, scheint sich aber auf sesshaft agrarische Ethnien zu beschränken. Eine ethnologisch begründete Gemeinsamkeit ist, dass der Ahn inmitten seiner Nachkommen weiterlebt; symbolisch sichtbar anwesend ist er zum Beispiel in einer Maske, einem Erdaltar, einem Baum oder einer Stele aus Stein – jedenfalls in einem dinglichen Objekt im Sinne eines Pars pro toto. Jede Sippe verehrt nur die durch die eigene Verwandtschaft verbundenen Ahnen.¹⁴ Der dabei verwendete Begriff lautet in der Fachsprache „Manismus“, was darauf hinweist, dass ein guter Teil des theoretischen Wissenschaftsapparates aus der Verehrung der römischen Hausgeister, der Manen, entstammt, da der römische *pater familias* in einem besonderen Verhältnis zu seinen Familienvorfahren stand. Auf die römische Version des Ahnenkultes wird noch ausführlicher eingegangen.

Der Begriff „Ahn“ hat in der deutschen Fachsprache einen etwas anrühigen Beigeschmack, wenn man ihn mit dem „Ahnenerbe“, einer von Heinrich Himmler 1935 gegründeten Forschungsgemeinschaft, verbindet, die sowohl okkulte wie kriminelle Machenschaften verfolgte.¹⁵ Dennoch wird „Ahnenkult“, „ancestor worship“ oder „culte des ancêtres“ selbst in der Fachsprache viel häufiger verwendet als „Manismus“, bei dessen Verwendung man sich eventuell doch stärker auf den römischen Sachverhalt eingeschränkt fühlt. Hier, in diesem Buch, soll das Wort „Ahn“ wertneutral im Sinne eines geachteten Vorfahren stehen.

Die Ausgangspunkte der vorliegenden Untersuchung bilden die Verhältnisse in den mediterranen Schriftkulturen. Welche Antworten lassen sich aus den Grabungsbeunden dort gewinnen, und sind diese übertragbar auf die Verhältnisse im Norden ohne schriftliche Begleitinformationen?

Als geografisches Untersuchungsfeld bietet sich ein Streifen zwischen dem Mittelmeer und der Nordsee an, dies im Sinne einer Versuchsanordnung, um zu testen, inwieweit sich die Erscheinungen und Mechanismen der Mittelmeerwelt im archäologischen Material nördlich der Alpen abzeichnen.

Die Abgrenzung des Arbeitsgebietes ist nicht nur bedingt durch die Fachkenntnisse des Autors, sondern scheint auch gerechtfertigt im Hinblick auf die kulturge-

¹⁴ Zusammenfassend Hirschberg 1988, 16 f.

¹⁵ Kater 2006.

schichtlichen und historischen Zusammenhänge, wie sie sich im 1. Jahrtausend v. Chr. abspielten. Die Verbindungsstränge von Süd nach Nord und umgekehrt verstärkten sich seit der späten Bronzezeit;¹⁶ Akkulturationsvorgänge in Religion, Kunst und Kultur kamen durch Migrationsbewegungen zustande¹⁷ und stabilisierten sich schließlich im Römischen Reich.

Sehr ausführlich wurde in den letzten Jahrzehnten zum Thema „Heroenkult“ in der griechischen Altertumskunde geforscht. Aufbereitete Materialien und die gewonnene Systematik bilden eine gute Ausgangsbasis für die Fragestellungen dieses Buches. Sie verhelfen zu einem geschärften Blick auf Rom, der Verwalterin des hellenistischen Erbes, wo der „Ahnenkult“ (oder „Manismus“) im Mittelpunkt unseres Interesses stehen wird. Über die gallorömische Kultur führt der Weg zurück in die vorgeschichtlichen Zeiten nördlich der Alpen. Wie weit zurück dieser Pfad noch gangbar sein wird, wird Teil des Experiments sein.

Zuerst soll aber ein Modellfall den Blick für die Details schärfen, veranschaulicht am Tod von Iulius Caesar und den unmittelbar darauf folgenden Ereignissen. Sie enthalten wesentliche Merkmale für den Kult um eine außergewöhnliche Person mit langlebigem Vorbildcharakter. Trugen nicht noch im 20. Jahrhundert ein deutscher Kaiser und ein russischer Zar seinen Namen als Titel und Programm?¹⁸

¹⁶ Mancherlei Belege finden sich bei Gebhard et al. 2011.

¹⁷ Müller 2002; Müller 2009; Birkhan 1997.

¹⁸ Anlässlich einer Wahlveranstaltung am 5. Juni 2013 für das Amt des Sindaco von Rom appellierte Ignazio Marino an den Stolz der Römer, die Nachfahren des Julius Cäsar zu sein. Er erntete Applaus – und gewann die Wahl.

2 Iulius Caesar, ein exemplarischer Heros?

Letztlich können nur die abgebrochenen Schicksale
als vollendet gelten.

Emile Cioran

Gaius Iulius Caesar stand auf dem Höhepunkt seiner Macht. Er beherrschte das Imperium Romanum wie kein anderer vor ihm. Es war nur noch eine Frage der günstigen Gelegenheit, bis er sich vom Senat die Würde eines Königs verleihen lassen würde, und selbst die Vergöttlichung, wie sie einem hellenistischen Herrscher zustand, schien nicht ausgeschlossen. Bereits wurde seine Statue aus Elfenbein an einem Festumzug anlässlich der Zirkusspiele inmitten anderer Götterbilder mitgeführt. Er hatte einen Kreis von Männern um sich geschart, die ihm teils treu ergeben waren, teils vorsichtigerweise in vorauseilendem Gehorsam liebedieneten. Reihum fürchteten sich seine Gegner vor ihm; Feinde hatte er genug. Im Senat war die Meinung über ihn gespalten; das Volk hatte er auf seiner Seite. Die einen hielten ihn für den Totengräber der Republik, die andern sahen in ihm den Retter des römischen Staates. Dementsprechend unterschiedlich sind die Meinungen in den historischen Quellen, die über ihn urteilen. Kein Zweifel, dieser Mann hatte etwas an sich, was ihn von allen anderen Männern im Staat unterschied.

Im Jahre 44 v. Chr. war Caesar Diktator auf Lebenszeit, er besaß damit die absolute und alleinige Befehlsgewalt über 34 Legionen, die im ganzen Reich verteilt waren. Gleichzeitig war er als *Pontifex maximus* der Vorsteher über das oberste Priesterkollegium, das für den Staat schwerwiegende Entscheidungen traf, da es die göttliche Vorsehung zu deuten, wenn nicht gar zu beeinflussen wusste. Unter diesen Voraussetzungen ist einiges von Bedeutung, was an den Iden des März und den darauffolgenden Tagen geschah, wenn man feststellen möchte, was in der Antike vor, beim und nach dem Tod einer herausragenden Person, wie Caesar eine war, vor sich ging. Insbesondere zielt das Interesse darauf, näheres zu erfahren über die Voraussetzungen, über die Biografie eines potentiellen Heros sowie über die Art und Weise, wie nach seinem Tode mit ihm verfahren wurde. Über Caesars letzte – und auch die folgenden – Stunden sind wir außergewöhnlich gut unterrichtet, besonders durch die Überlieferungen von Sueton und auch einigen anderen Historikern. Im Folgenden halte ich mich hauptsächlich an Sueton, den Privatsekretär des Kaisers Hadrian, wenngleich seine Aufzeichnungen mit einer Distanz von gut 150 Jahren erfolgten. Dabei begleite ich zuerst Caesar auf seinem schicksalhaften Weg am 15. März 44 v. Chr. von seinem Wohnhaus bis zum Senat, indem ich an entscheidenden Wegpunkten die Lebensabschnitte aufzugreifen versuche, welche den potentiellen Heros zu dem machten, was er bis zu den Iden des März wurde.

Als Caesar seine Amtswohnung verlässt, die er als Pontifex maximus am Forum bewohnt, um die wartende Sänfte zu besteigen, gibt es schon eine ganze Reihe

deutlicher Vorzeichen auf einen unglücklichen Tag. Zum Teil wurden diese dem fatalen Ereignis erst hinterher nachgesagt oder gar angedichtet, was jedoch nicht von Belang ist, wenn man nach der Wahrnehmung der damaligen Zeit fragt. Die ehemals für real gehaltene Fama ist in diesem Fall wichtiger als die historischen Tatsachen.

Bei Ausgrabungen in Capua soll mehrere Monate vorher eine eiserne Tafel zum Vorschein gekommen sein, deren griechische Inschrift die Ermordung eines Iuliers mit schweren Folgen für Italien voraussagte. Von weinenden Pferden am Rubicon war die Rede. Über der *Curia* des Pompeius wurde ein Zaunkönig mit einem Lorbeerzweig im Schnabel von mehreren andern Vögeln zerrissen. Caesar selber soll mehrmals im Traum über den Wolken geschwebt und Jupiter die Hand gereicht haben. Seine Gattin Calpurnia träumte, das Dach ihres Hauses stürze ein, ihr Gatte würde in ihrem Schoss erstochen. Die Türen und Fenster des Schlafzimmers öffneten sich von selbst, und die Waffen des Mars, die seit je in der *Regia*, dem Amtssitz des Pontifex maximus, aufbewahrt wurden, schlugen in der Nacht unter gewaltigem Lärm aneinander. Vieles und noch mehr an solchen Geschichten wurde hinterher erzählt.¹⁹ Vielleicht noch bedeutsamer war, dass sich eines der Ahnenporträts aus seiner Halterung löste und zu Boden fiel, gerade als Caesar das Atrium durchschritt, um das Haus zu verlassen. Eben dies wäre ein sicheres Zeichen gewesen, wenn man bedenkt, welche enge Bindung zwischen den Vorfahren und den lebenden Familienvorstehern der römischen Ahnenkult vorsah. Später soll sich zwar herausgestellt haben, dass Calpurnia die Sache mit dem Ahnenporträt eingefädelt hat als einen letzten verzweifelten Versuch, ihrem Gatten das bevorstehende Unglück vor Augen zu führen.²⁰ Jedenfalls ist nur schon die Erwähnung der Episode ein wichtiger Hinweis darauf, dass ein solcher Vorfall von jedem andern Römer als deutliche Warnung wahrgenommen worden wäre. Kaum weniger Bedeutung wäre der Voraussage seines Priesterkollegen, des Opferschauers Spurinna, beizumessen gewesen, der ihn inständig vor einer Gefahr an den Iden des März warnte.

Alle diese Prophezeiungen schlug Caesar offenbar in den Wind, was etwas über seine Geisteshaltung gegenüber solchem Aberglauben sagt; oder die Nachwelt hat sich die Prophezeiungen hinterher zusammengereimt, was etwas aussagt über die Legendenbildungen, die einen Heros erst ausmachen, wie wir noch sehen werden.

Kurz nach 11 Uhr biegt Caesar eskortiert von einem langen Gefolge aus Liktoeren und Haussklaven von der *Domus publica*, seinem Wohnsitz am Forum, in die *Via sacra* ein.²¹ Dieser ist er bereits zwei Jahre zuvor und unter riesigem Applaus als

¹⁹ Suet. Iul. 81; Dio Cassius 44,17–18; Plutarch, Caes. 63; Appianus, civ. 2, 115–116. – Ausführlich beschrieben bei Kissel 2004, 172–190.

²⁰ So bei Kissel 2004, 174.

²¹ Zur Lokalisierung der *regia/domus publica* beim Tempel der Vestalinnen siehe Coarelli 1983, 22. 71–74; Scott 1999, 189–192.

majestätischer Triumphator auf einem vergoldeten Vierspanner entlang gefahren, gefolgt von einem langen Zug seiner nicht minder stolzen Soldaten. Einen vierfachen Triumph über Gallien, Ägypten, Pontos und Numidien hatte ihm der Senat nach gewonnenen Kriegen zugestanden, bei denen vier Mal mindestens 5 000 tote Feinde zu beglaubigen waren. Der Triumphzug durch die Stadt war die wohl mächtigste Inszenierung der römischen Staatsidee und die höchste Auszeichnung für einen sterblichen Römer. In jenen Momenten war Caesar die personifizierte Macht Roms gewesen – ja er stellte sogar die Vergegenwärtigung des Göttervaters *Iuppiter Optimus Maximus* selber dar. Für kurze Zeit wurde ihm gottähnliche Allmacht zugestanden, die er jedoch am Ende des Zuges auf dem Kapitol demutsvoll wieder abzugeben hatte.

Tausende von Legionären, die ihm damals im Triumph durch die tosende Menge gefolgt waren und die er zu höchstem Ruhm geführt hatte, blieben ihm treu ergeben. Ihnen gegenüber hatte er sich immer großzügig erwiesen bei der Verteilung der Beute, bei der Vergabe von Kriegssklaven und bei Ausschweifungen nach siegreicher Schlacht, die auf Kosten überwältigter Frauen und Mädchen gingen. Durch die ihm gewogenen Soldaten war die Legionen zu einem sicheren Garant seiner politischen Stärke geworden.

Dabei stand Caesars Genialität als Stratege außer Zweifel, was er durch blitzschnelles, souveränes und konsequentes Handeln mehrmals unter Beweis gestellt hatte. Göttliche Fügung gewährte ihm zudem das Glück des Tüchtigen, was ihn selbst gegen übermächtige Gegner unverletzbar erscheinen ließ. Mehr als einmal entschied er den Schlachtenverlauf Seite an Seite mit seinen Legionären. Nicht vergebens sollte ihn die Weltgeschichte neben Alexander den Grossen und Napoleon zu den größten Heerführern zählen.

Manche Episode physischer Höchstleistung wurde ihm nachgesagt: Gewaltige Marschleistungen, kühne Durchquerungen von hochgehenden Flüssen, außergewöhnliche Gewandtheit an den Waffen. Vieles mag in den Bereich der Fabel gehören, förderte jedoch den persönlichen Ruhm, wie es sich für einen großen Kriegsherrn gehört.

Kräftezehrend waren ohne Zweifel die jahrelangen beschwerlichen Reisen auf dem Land und über das Meer, eingerechnet die mehrfachen Alpenüberquerungen, die Caesar in den vergangenen Jahren auf sich genommen hatte. Sie hätten von jedem Körper ihren Tribut gefordert. Auch an besagtem Morgen des 15. März leidet Caesar an seiner seit Längerem angegriffenen Gesundheit, die ihn zögern ließ, überhaupt das Haus zu verlassen, wozu er sich nun dennoch entschlossen hat.

Nach wenigen Minuten und nur hundert Doppelschritten gelangt Caesars Begleitross ans andere Ende des Forums, wo sich zu beiden Seiten zwei großartige Bauwerke erheben, deren Wiederherstellung Caesar selber in Auftrag geben hatte. An der *Basilica Iulia* auf der linken Seite sind die Bauarbeiten noch im Gange. In dem mehrstöckigen Gebäude, das alle seine Vorgängerbauten an Größe und Pracht in den Schatten stellen sollte, finden die zivilrechtlichen Gerichtsprozesse Roms statt.

Rechterhand entsteht die neue *Curia*, der eine Umplanung dieser ganzen Forumsecke zugrunde liegt, bei welcher der altehrwürdige Platz der Volksversammlungen, das *Comitium*, eliminiert werden soll: ein schier unglaublicher Eingriff in die geheiligten republikanischen Traditionen durch einen Privatmann. „Auf diese Weise wurde das einstige politische Zentrum zum Erinnerungsort einer einzigen Person ... In diesem Vorgang tritt die permanente Vergegenwärtigung eines Alleinherrschers offen zutage und zugleich leitete die Situation den Prozess der Entpolitisierung des Volkes ein.“²² Zwar ist die *Curia* am Forum der offizielle Versammlungsort des Senats; die Sitzung vom 15. März ist jedoch beim Theater des Pompeius auf dem Marsfeld anberaumt, wohin der Zug nun seinen Weg einschlägt.

Im dem Moment, als Caesar am Rande des Forums den *Carcer Tullianus* am Fuße des Kapitelhügels passiert, denkt er kaum mehr an das Schicksal des Vercingetorix. Nach dessen Kapitulation vor Alesia, die das Ende der Gallischen Kriege eingeläutet hatte, und nachdem dieser gefesselt im Triumphzug durch Rom geschleppt worden war, verbrachte der Arvernerfürst hier sechs Jahre im düsteren Staatsgefängnis. Erst zwei Jahren zuvor wurde er nach gängigem Ritual erdrosselt und sein Leichnam auf die Treppenstufen hinter dem Gefängnis geworfen. Vermutlich sind die herrschenden Probleme brennender, als dass sich Caesar an die fernen Gallischen Kriege erinnern mag. Damals hatten sich die Gallier seinen elf Legionen und einer beträchtlichen Reitertruppe während mehr als sieben langen Jahren widersetzt, mehr als einmal brachten sie ihn an den Rand einer Katastrophe. Dabei brauchte Caesar unbedingt einen Sieg, um in Rom dem politischen Untergang zu entgehen: Je länger der Krieg dauerte, desto grausamer wurde er geführt und desto weniger kamen Unterworfenen in den Genuss von Caesars sprichwörtlicher Milde. Für aufständische Städte und abfallende Anführer gab es bald keine Gnade mehr. Schätzungen gehen davon aus, dass etwa ein Drittel der zehn Millionen Einwohner Galliens getötet, versklavt oder in die Flucht getrieben wurde.²³

Doch finanziell hatte sich das Unternehmen gelohnt, da es Caesar persönlich gewaltige Summen einbrachte, die vor allem durch die Plünderung der Weihegeschenke, mit denen die gallischen Heiligtümer prall gefüllt waren, zusammenkamen. Städte seien öfter der Beute wegen erobert und zerstört worden als wegen eines feindlichen Verhaltens.²⁴ Mit dem geraubten Gold konnte Caesar seine Soldaten belohnen und an sich binden, seine aufgelaufenen Schulden tilgen und erst noch prächtige Bauwerke für die Stadt Rom ins Auge fassen. Man erhält den Eindruck, „als ob ganz Rom von Caesars Geld ausgehalten wurde“²⁵, und auch nicht unbegründet ist die süffisante Titulierung des „Herrn Julius Caesar“ als „Geschäftsmann“ im Romanfragment Bertolt Brechts.²⁶

²² Freyberger 2009, 55 f.

²³ Baltrusch 2011, 73. – Mit niedrigeren Bevölkerungs- und Opferzahlen rechnet Stangl 2008, 286.

²⁴ Sueton, Iul. 54, 2.

²⁵ Baltrusch 2011, 73.

²⁶ Diese und andere Einschätzungen aus verschiedenen Perspektiven bei Christ 1994, bes. 252–255.

Kaum am düsteren *Tullianum* vorbei, überwindet der Tross die flache Steigung des *Clivus Argentarius* an der Längsseite des Cäsarforums – auch dies ein Bauwerk, das durch die gewaltige Beute der Gallischen Kriege gespeist wurde, nachdem das Grundstück in teuerster Lage von Mittelsmännern für 60 Millionen Sesterzen (andere sprechen von 100 Millionen) aufgekauft worden war.²⁷ Das neue *Forum Iulium* besteht aus einem Tempel und einem offenen Platz mit umgebenden Kolonnaden für Läden; es sollte ganz der Verklärung seines Stifters und dessen senatorischem Geschlecht dienen. Der Tempel ist der *Venus Genetrix*, der Mutter des Aeneas, geweiht, den die iulische Familie als ihren Urahn beanspruchte, womit die glänzende Geschlechterfolge, in der sich Caesar einreihet, ihre architektonische Umsetzung erfährt; in der Mitte des Forumsplatzes thront das bronzene Reiterstandbild des Diktators selber.

Für einen handfesten Skandal hatte Caesar gesorgt, als er im Tempel eine goldene Statue mit den Zügen Kleopatras aufstellen ließ: Die Öffentlichkeit reagierte empört bei der Vorstellung, dass der Göttin Venus durch die Geliebte des Diktators Konkurrenz gemacht werden sollte. Noch verstörender hätte es gewirkt, wenn die mädchenhafte Herrscherin Ägyptens in voller Nacktheit dargestellt gewesen wäre, falls man sie mit der Marmorstatue der „Venus vom Esquilin“, die im Jahre 1874 in Rom ausgegraben worden ist, identifiziert. Eine solche Zuweisung hält Bernard Andreae jedenfalls für möglich, und auch die dazu nötige Überheblichkeit würde er dem Diktator zutrauen.²⁸ Aus einer Liebesbeziehung mit der jungen Königin ging im Jahre 47 v. Chr. der Knabe Caesarion hervor, als sich Caesar während des Bürgerkrieges in Ägypten aufhielt. Eine spätere Heirat war nicht ausgeschlossen, eine dynastische Verbindung mit dem Ptolemäergeschlecht, das seinerseits in einer historischen Beziehung zum makedonischen Königshaus stand, hätte in jedem Falle glänzende Voraussetzungen für eine Alleinherrschaft geschaffen. Nun, zu Beginn des Jahres 44 v. Chr., weilt Kleopatra anlässlich eines zweiten Besuchs in Rom, vermutlich in Begleitung des kleinen Caesarion; sie bewohnt einen luxuriösen Palast, den ihr Caesar auf der andern Seite des Tibers zur Verfügung gestellt hat.

Weiter geht der Weg am Fuße des Kapitols entlang. Linkerhand, hoch über dem Cäsarforum, thront das Heiligtum der *Iuno Moneta*, wo das Münzgeld für die Stadt und das Land geprägt wird. Die von den Münzmeistern in Auftrag gegebenen Münzbilder zeigten seit Alters her sinntragende Symbole, die auf historische Leistungen von Verstorbenen verwiesen, und die Bilder von Göttern, denen die glücklichen Fügungen zu verdanken waren. Caesar war der erste Sterbliche, dem der Senat erlaubte, noch zu Lebzeiten sein Porträt auf einer Münze zur Darstellung zu bringen. Auf seinem Haupt trägt er den Kranz der römischen Könige. Seit drei Monaten nun schüttet die staatliche Münzstätte Silberdenare mit Caesars Bild in gro-

²⁷ Amici 1991, 29–58; Coarelli 2000, 112–114.

²⁸ Die heute erhaltene Venus vom Esquilin ist eine claudische Kopie. Andreae 2001, 211–219.

ßen Mengen aus.²⁹ Die Botschaft ist klar: Ab nun ist das Schicksal Roms nicht mehr von göttlicher Bestimmung geleitet, sondern es liegt in der Hand eines Menschen, dessen Bild sich jedermann in seinem eigenen Geldbeutel in Erinnerung rufen kann. Das Profil des Diktators trägt strenge, asketische Züge.

Einmal die Felsen des Kapitols hinter sich gelassen, trabt Caesars Trupp nun über das Marsfeld nach dem Theater des Pompeius. Dieser riesige Baukomplex war eine großzügige Vergabe seines letzten und mächtigsten Konkurrenten auf dem Weg zur Alleinherrschaft gewesen. Zuerst verbanden die beiden Strategen noch gemeinsame politische Ziele, was sich durch die Verheiratung von Caesars Tochter Iulia mit dem viel älteren Pompeius sogar bekräftigen ließ. Allmähliche Unstimmigkeiten führten von bloßer Entfremdung bis zur offenen Feindschaft, als Caesar am 11. Januar 49 v. Chr. den Rubicon überschritt, auf Rom marschierte, ohne die Legionen zu entlassen, und damit den Bürgerkrieg auslöste. Der Kampf um die Macht führte schließlich zur Ermordung des nach Ägypten entflohenen Pompeius und endete mit der Schlacht von Munda in Spanien im März 45 v. Chr. gegen die Söhne des Pompeius – also nur gerade ein Jahr zuvor.³⁰

Unterdessen hat die lange Kolonne aus Liktoern, Hausdienern und Schaulustigen die am unteren Ende des weitläufigen Theaterkomplexes gelegene *Curia Pompei* erreicht, wo die heutige Senatsversammlung stattfinden soll.³¹ Auf dem Weg blieben weitere Warnungen unbeachtet, und auch die Deutung der Eingeweide eines Opfertieres, die wie üblich vor dem Betreten des Ratssaals geschieht, verheißt selbst nach einer Wiederholung nicht nur nichts Gutes, sondern sogar eine tödliche Gefahr. Doch die Senatoren sind bereits versammelt.

Kaum hat sich Caesar auf den für ihn vorbereiteten Klappsessel gesetzt, wird er von mehreren Verschwörern umringt und stürzt unter deren Dolchstößen zu Boden – genau unter der Ehrenstatue seines alten Gegenspielers Pompeius, „es schien, als räche sich Pompeius selber an seinem Feinde, der zu seinen Füßen ... mit dem Tode rang“.³²

Was diesem unerhörten Ereignis folgte, waren hochdramatische Stunden und Tage, die nicht in den normalen Bahnen verliefen, da das Regelwerk des Üblichen außer Kraft gesetzt war. Was im Einzelnen geschehen sein soll, wird von verschiedenen Historikern geschildert, wobei wir die eindrucklichsten und für unsere Fragen aufschlussreichsten Bilder den beiden Caesar-Biografen Sueton und Appian verdanken.³³

²⁹ Woytek 2003, 312. 413–423 und bes. 427.

³⁰ Baltrusch 2011.

³¹ Zur Situierung des bedeutsamen Ortes siehe Etienne 1977, 71–79; Albers 2013, 91.

³² Plutarch, Caes. 66, 13.

³³ Mit leichten Unterschieden, was Chronologie und Chorologie des Dramas betrifft: Sueton, Iul. 83–89; Appian, civ. 2, 118–149; Dio Cassius 44, 17–51; Plutarch, Caes. 66–68; Plutarch, Brut. 20. – Eindringlich zusammengefasst bei Kissel 2004, 172–190.

Zuerst verfolgen die nicht am Komplott beteiligten Senatoren das ungeheuerliche Geschehen fassungslos, ehe sie sich panikartig zur Flucht wenden. Der Anführer der Verschwörung, Marcus Iunius Brutus, versucht noch eine vorbereitete Erklärung zu verlesen, da hat sich der Saal aber bereits geleert. Nun machen sich auch die Verschwörer davon und stürzen auf das Forum, um wenigstens vor dem Volk ihre Tat zu rechtfertigen. In der *Curia* zurück bleibt – erstaunlicherweise – alleine der ausgeblutete Leichnam des Ermordeten, bis ihn drei treue Sklaven aufheben und nach Hause tragen.

Dass die Attentäter nicht kaltblütig genug waren, den Leichnam wie eigentlich geplant zum Tiber zu schleifen und dort, wie es sich für einen Tyrannen gehörte, zu versenken, sollte sich als verhängnisvoll erweisen. Damit hatten sie die Kontrolle über die nachfolgende Meinungsbildung und die Auswirkungen einer demonstrativen Leichenfeierlichkeit verloren.

Draußen hat sich die Nachricht unterdessen in Windeseile verbreitet, was zu Tumulten in den Straßen und zu Verfolgungsjagden auf einzelne Politiker führt. Die Senatoren beider Parteien halten sich in den folgenden Tagen bedeckt, da niemand weiß, auf welche Seite die Stimmung kippen würde, bis schließlich nach langen Verhandlungen der Senat die offiziellen Bestattungsfeierlichkeiten für den 20. März beschließt.

Der Sitte gemäß bewegte sich der Leichenzug vom Wohnhaus des Verstorbenen auf das Forum, wo nun die eigentliche Totenfeier durch Marcus Antonius, den verbliebenen zweiten Konsul, mit außergewöhnlichen Effekten inszeniert wird. Vor der Rednertribüne steht die vergoldete Nachbildung des Venustempels, in dessen Innern zunächst der Leichnam auf einem elfenbeinernen Bett mit golddurchwirkten Purpurdecken aufgebahrt worden ist. Am Kopfende überragt die auf ein Gestell gespannte, blutverschmierte und von den Dolchen der Mörder zerfetzte Toga gut sichtbar die Menge der Trauernden. Es folgen ausgewählte Theaterrezitationen, belobigende Nekrologe und vor allem, die berühmte Rede des Antonius, welche das versammelte Volk in eine starke Gemütsbewegung versetzt, die sich noch steigert, als über der Totenbahre ein in Wachs gefertigtes Abbild Caesars erscheint. Sowie die Menge den ganz mit blutigen Wunden übersäten Körper sieht, schlägt die Trauer in Zorn gegen die Mörder um. In diesem Moment gerät die Volksmasse außer sich. Einige eilen in alle Richtungen, um die Mörder zu finden, die sich unterdessen versteckt gehalten hatten. Die Zurückgebliebenen wollen den Leichnam sofort am Tatort, in der *Curia* des Pompeius, oder sogar im Jupitertempel auf dem Kapitol verbrennen, auch auf die Gefahr hin, einen Großbrand auszulösen. Doch plötzlich trägt die Menge am unteren Ende des Forumsplatzes mit dort vorgefundenen Hölzern und Möbeln, die man aus den benachbarten Werkstätten gezerrt hat, einen Scheiterhaufen zusammen, auf den man die Totenbahre hebt. Zwei Bewaffnete entfachen mit brennenden Wachstafeln das Feuer, und in aller Eile suchen die Umstehenden Brennmaterial zusammen, um es in die auflodernden Flammen zu werfen: Reisig, Richterstühle und mitgebrachte Weihegeschenke fliegen über die Köpfe.

Darauf ziehen die Musikanten und Schauspieler ihre Festkleider aus, zerreißen sie und werfen sie samt ihren Instrumenten ins Feuer. Altgediente Legionsveteranen schleudern ihre Waffen hinterher, die sie zum feierlichen Anlass angezogen hatten. Einige Frauen tun es ihnen gleich mit dem Schmuck, den sie tragen, und mit Amuletten und den Kleidern ihrer Kinder. Andere wollten gesehen haben, wie der kostbare Prozessionsschmuck, mitgebrachte Kränze und militärische Auszeichnungen in die Flammen fliegen. „Und so wurde Caesars Leichnam gegen allen Brauch innerhalb des *pomerium* verbrannt, im Zentrum der Stadt, auf dem Forum“.³⁴ Seine eingäscherten Überreste werden dann allerdings auf dem Marsfeld beigesetzt, wo bereits am Vortag ein Holzstoß aufgeschichtet worden war, der nach den sich überstürzenden Ereignissen auf dem Forum dann überflüssig wurde.

Das Marsfeld war ein privilegierter Bestattungsort, dem schon in der Antike eine Beziehung zum mythischen Stadtgründer Romulus und zu den etruskischen Königen nachgesagt wurde. Die in jungen Jahren verstorbene Iulia, die Tochter Caesars und Ehefrau des Pompeius, war bereits hier beigesetzt worden,³⁵ und offenbar bestand die Absicht, an dieser Stelle eine iulische Familiengruft zu etablieren. Die genaue Lage dieses Grabmals auf dem Marsfeld ist nicht bekannt; es muss sich jedoch in der Nachbarschaft zum Mausoleum des Augustus befinden.³⁶ Dass die Wahl beider Begräbnisplätze in einem sehr bewussten Zusammenhang mit den dynastischen Ambitionen steht, ist offenkundig. Das Aufrechterhalten der Erinnerung an die Ahnen konkretisiert sich hier auf dem Marsfeld.

Die Stelle, an welcher der Leichnam Caesars auf dem Forum verbrannt worden war, erlangte als Erinnerungsstätte eine besondere Bedeutung. Zuerst errichteten seine Anhänger dort einen Altar und eine sechs Meter hohe Marmorsäule mit einer Gedenkinschrift an den „Vater des Vaterlandes“ (*Parenti Patriae*). Als aber der Senat im Jahre 42 v. Chr. Caesar zu einem Gott erklärte, begann man an genau der Stelle mit dem Bau eines Tempels, dessen Rückwand an die *Regia* stieß und in dessen Front der bestehende Altar eingelassen blieb.³⁷ Zum ersten Mal wurde in Rom einer historischen Person göttliche Verehrung zuteil, wie sie sonst nur den offiziellen Gottheiten zustand, ein Vorgang, dessen Vorbilder im hellenistischen Herrscherkult des Ostens zu suchen sind.

Am ersten Jahrestag der offiziellen Apotheose soll an sieben Abenden hintereinander ein Komet am Himmel erschienen sein.³⁸ Die feierliche Einweihung des Tempels erfolgte erst im August des Jahres 29 v. Chr. durch Octavian. Dadurch diente der Sakralbau nicht nur der Vergöttlichung Caesars, sondern gleichzeitig auch der Herrschaftslegitimation seines Erben Augustus.

³⁴ Neumeister 1991, 206.

³⁵ Sueton, Iul. 84, 1.

³⁶ Coarelli 1997, 582–602; Albers 2013, 87. 207. 265.

³⁷ Coarelli 1985, 230–233; Freyberger 2009, 58–61.

³⁸ Sueton, Iul. 88.

An Verehrern wie Verächtern fehlte es Gaius Iulius Caesar wahrlich nie. Zu seinen Lebzeiten und vor allem nach seinem dramatischen Tod haben sich unzählige Autoren zu seinem Leben und seinen Taten geäußert; moderne Abhandlungen, aus denen für diesen Rahmen nur die besonders interessierenden herausgepickt wurden, sind Legion.³⁹ Bereits in den antiken Quellen existieren so viele Legenden und divergierende Meinungen, dass Dichtung und Wahrheit kaum mehr auseinanderzuhalten sind. Dazu gehört unter anderem auch die Caesar nachgesagte Epilepsie, die im Übrigen auch Alexander dem Großen und Napoleon unterstellt worden ist. Die den Lieblingen der Götter zugeschriebene Krankheit ist zwar schwer nachzuweisen oder zu bestätigen, gehört jedoch offensichtlich zum Erscheinungsbild, das man sich von einem außergewöhnlichen Tatmenschen macht.

Die historische Wahrheitsfindung ist für unsere Fragestellung von geringerer Bedeutung, da Heroen sich nicht nur selber erfinden, sondern auch von ihrer Umgebung zu solchen erhoben werden. Insofern ist es fast wichtiger, was über eine solche Person subjektiv gedacht und geschrieben wird, als was der objektiven Wahrheit entspringt. Die erfundene Realität oder auch bewusste Propaganda bewirken eine Überhöhung, gar Heroisierung des Sterblichen. Gerade dadurch kann ein sehr zwiespältiges Bild entstehen, wozu ja gerade Caesar ein Schulbeispiel ist, indem er „seinen Platz in der Ehrengalerie der Weltgeschichte nicht als strahlender Held, sondern als schillernde Figur“ einnimmt.⁴⁰ Für andere hingegen war „Caesar der Vollender der römischen Geschichte, die Inkarnation des Weltgeistes, eine wohl nie wieder zu erreichende Persönlichkeit ohne Grenzen für Begabung und Tatkraft“.⁴¹

Mindestens nach außen hin waren das öffentliche Leben und die politischen Institutionen am Ende der Republik noch immer von Mythologie und Religion geleitet. Als Epikureer und Verstandesmensch setzte Caesar sich jedoch entweder über die Traditionen hinweg, oder aber er nutzte sie für seine eigenen Zwecke. Davon legte er schon 31-jährig am Anfang seiner Karriere Zeugnis ab, als er auf dem Forum die Leichenrede seiner Tante Iulia zum Anlass nahm, um zu insistieren, dass die Iulier – und damit er selber – einerseits von den etruskischen Königen und andererseits von der Venus abstammten.⁴² Ob er dadurch tatsächlich ein „Heros“ im Sinne der historisch-archäologischen Wissenschaft ist, bleibt noch abzuklären. Von seinen Biografen – in der Alten wie in der Jüngeren Geschichte – wurde er jedenfalls kaum exakt so titulierte, und wenn einmal, dann nur in einem allgemeinen Sinne

³⁹ Unter den wichtigen und neuesten Abhandlungen sind zu nennen: Gelzer 1983; Canfora 2001; Jehne 2008.

⁴⁰ Jehne 2008, 120.

⁴¹ So die Sicht Theodor Mommsens in der Formulierung von Baltrusch 2011, 187.

⁴² Sueton, Iul. 6. – Canfora 2001, 29 f.

des Wortes. Unbestritten war jedoch bereits bei seinen Zeitgenossen die außergewöhnliche Persönlichkeit und das starke Charisma Caesars, was sich in seinem Lebenslauf, seinem Tod und seinem Begräbnis deutlich widerspiegelt.